

FISCHLEIN KLEB AN

Es waren einmal drei Knaben, denen war ihre Mutter gestorben, und an ihrer Stelle hatte ihnen der Vater eine recht herbe Stiefmutter in die Hütte gebracht. Sie mochten tun und treiben, was sie wollten, nie war es recht. Anstatt des Morgen segens bekamen sie Scheltworte, und anstatt des Brotes erhielten sie Schläge, und nachts konnten sie froh sein, wenn sie vor Hunger die müden Augen schließen konnten. Da dachten sich die Knaben wohl oft: „Wenn die rechte Mutter noch lebte!“ allein keiner wagte es zu sagen; nur der jüngste, Hans, ließ hin und wieder einen solchen Gedanken halblaut werden. Aber gerade deshalb konnte ihn die neue Mutter nicht leiden und ausstehen, und bekamen die übrigen zwei an Festtagen zwei Kuchen, so bekam er Einen; und schnitt den andern die Mutter alle heiligen Zeiten einmal ein freundliches Gesicht, so sah er immer nur ein finsternes und saures. Hans mußte die schwersten Arbeiten tun, und konnte er sie nicht vollbringen, so wurde er verlacht, gescholten und geschlagen.

Einmal, es war gerade Frühling und die Veilchen guckten hervor, und die Vögel sangen, gab ihm die böse Stiefmutter eine Reiter (grobes Sieb) und sagte: „Geh zum Brunnen, und hol' mir darin Wasser.“

Hans blickte bald das Geflecht, bald die barsche Machthaberin an, und die schwarzen Augen gingen ihm über; denn er sah die Unmöglichkeit des Befehles und kannte seine Mutter. „Willst du gehen oder nicht?“ barschte sie den Zögernden an, daß der arme Knabe zusammenfuhr, wie das zitternde Espenlaub, „oder soll ich den Hund dir nachhetzen?“ —

Weinend und trostlos schwankte Hans mit seinem durchsichtigen Gefäße hin zum Nussbaum, in dessen Schatten der Brunnen rauschte. Hoffnungslos hob er die Reiter hinauf und ließ den Wasserstrahl hineinplätschern, dieser brach sich aber an den Stäbchen und sprang und sickerte durch — und heftiger weinte Hans, daß es ihm fast das Herz abstieß. Obwohl er keine Hoffnung auf ein gutes Ende hatte, stund er doch, um dem Gewitter, das seiner zu Hause wartete, so lange als möglich zu entgehen: aber das Wasser sprang und sickerte durch, und nicht ein Tröpflein blieb an einem Stabe hängen. Wie der Arme so dastund, kam plötzlich an einer Krücke gebückt ein Mütterchen daher, das er noch nie gesehen hatte, und das ihm fast unheimlich vorkam. Das Angesicht war runzelig, wie ein Apfel im Mai, die pechscharzen Augen guckten unstät und durchbohrend hin und wieder, und ihre Nase zog sich hackenähnlich über den zahnlosen Mund herunter.

„Was machst du da, Hans?“ sprach sie mit kreischender Stimme.

Hans erbebte, als er seinen Namen von der nie Gesehenen nennen hörte.

„Brauchst dich nicht zu fürchten. Ich mein's gut mit dir. Was machst du?“ frug sie im vertraulichen Tone.

Hans fasste sich ein Herz und sagte, er müsse hier in der Reiter Wasser holen, das Wasser laufe aber immer davon, und ohne Wasser dürfe er der Stiefmutter nicht unter die Augen kommen. Hier brach er ab; das Weinen erstickte seine Stimme; Tränen rollten über die blassen, eingefallenen Wangen des Knaben und netzten das zerlumpte Lodenwamms.

„Lass das Weinen!“ fiel tröstend die Alte ein. „Ich will dir helfen, und wenn du immer gut und brav sein wirst, sollst du ein großer Herr werden, vor dem sich Alles bückt. Ich habe deine Tränen gezählt und will sie abtrocknen.“

„Fischlein, Fischlein“ rief sie darauf mit erhöhter, fast gebeterischer Stimme; dabei tat sie einen raschen Griff in den Trog, und husch! Zappelte ein winziges, blaues Fischlein, mit goldroten Blümlein betupft, in der runzigen Hand der Alten.

„Da nimm das Fischlein kleb an“ begann die Alte zum verblüfften Knaben, der schluchzend noch die Hände, mit denen er so eben die Augen ausgewischt, über die Stirne hielt — „und bewahre es wohl. Das Fischlein hat Wunderkräfte, und sie sind in deiner Hand. Benütze sie klug und redlich! — Sprichst du zum Fischlein: ‚Fischlein kleb an!‘ so wird Alles, was es berührt, daran kleben bleiben, und Niemand, selbst der Kaiser nicht, könnte sich davon losmachen. Alles muß dir folgen. Willst du aber Jemanden frei lassen, so berühre ihn mit dieser Nadel,“ — hier zog sie eine funkelnde Brustnadel aus ihrem Mieder — „und er ist frei.“

„Aber die Mutter, wenn ich heute kein Wasser bringe? — und bin schon so lange aus!“ seufzte Hans noch beklommen.

„Dem soll gleich geholfen werden!“ erwiderte das Mütterchen, warf das blaue, goldbeblümete Fischlein in die Reiter, und das Wasser plätscherte und plätscherte hinein, und kein Tropfen rann durch die Spalten, und bald war das Gefäß voll, und das Wasser lief über.

„Nun nimm dein Zeug und geh“ sprach freundlich das Mütterchen. Der Knabe sah sie mit halb geöffnetem Munde an, hob die Reiter auf den Kopf und wollte der guten Frau danken; aber Mütterchen und Krücke waren verschwunden, nur ein rötlicher Dunst entstieg jener Stelle und verzog sich in die Luft. Hans trottete nun über Stock und Stein nach Hause. Die Stiefmutter staunte und staunte, konnte aber dem Knaben, der ihr die Geschichte erzählte, nur vom Fischlein schwieg, nicht böse sein, verkochte das Wasser und gab ein andermal dem Knaben das Schäflein, das er bei Lebzeiten der rechten Mutter zu tragen gewohnt war. Hans trug das Fischlein immer bei sich im Sack, und in der Nacht ließ er es unter seinem Strohopolster schlafen und hatte es recht lieb. —

So ging es geraume Zeit, der Knabe trug das Fischlein bei sich, sagte aber nie „kleb an“, und das Fischlein verhielt sich ruhig und klebte nie an. Als einige Jahre vorübergestrichen, und die Stiefmutter schon alterte, lud Hans, der nun ein waidlicher Bursche war, die Kohlköpfe auf den Wagen, um sie nach Hause

zu führen. Des Nachbars Gänse leisteten ihm Gesellschaft und schnatterten ihm vor und schnappten nach manchem Kohlkopfe. Als er geladen hatte und weiter lenkte, folgte die Gansheerde dem Fuhrwerke und schnatterte ihr Kra, Kra, Kra, und der Gänserich langte seinen roten Schnabel nach der Fracht. Hans wurde endlich der Begleitung überdrüssig und dachte: „Ich will's euch dummen Gänsen schon machen.“ „Fischlein kleb an!“ lispelte er, und der Gänserich hing am Kohlkopfe, und die Gänse hingen in einer langen Reihe an ihm, so daß der Schnabel der einen am Schweife der andern hing. Kra, Kra, Kra, schnatterten die fünf und zwanzig Gänse. Wie es so weiter ging, kamen sie zu des Nachbars Hof. Die Bäurin hörte das Geschnatter, eilte mit einem Besen heraus und erstaunte nicht wenig über diesen Zug. Mürrisch wollte sie die Gänse weg und in den Stall treiben, Hans lispelte aber: „Fischlein kleb an!“ und die Bäurin hing mit dem Besen an der letzten Gans und konnte nicht weiter.

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter, Hans voraus, dann kamen die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänse und die schmähende Bäurin. Wie es so weiter ging, kam der Zug zu einem Müller, der seinen Esel am Halfterbande daherführte. „Hilf mir!“ rief die Bäurin und streckte die Hand nach dem mehlbestäubten Eselsführer.

Mitleidig langte dieser ihr zu, aber in demselben Augenblicke hieß es: „Fischlein kleb an“ und Müller und Esel hingen am Zuge. —

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorf zu, Hans voraus, dann die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänse, die schmähende Bäurin, der fluchende Müller und der graue Esel, der in das Geschnatter der Gänse sein betontes Ja, Ja eintönen ließ. — Die Fahrt ging weiter; da begegnete dem Zuge der Schullehrer, mit seinem spanischen Rohr einherstolzirend. „Jagen Sie doch den Esel weg, damit ich frei werde“ rief flehend der Müller dem Herrn mit den Vatermördern zu.

Die Bitte fiel nicht auf taube Ohren, gravitatisch trat der Lehrer hinzu und suchte den Esel wegzutreiben. „Fischlein kleb an“ schmunzelte Hans, und Stock und Meister klebten. Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorfe zu, Hans voraus, dann die Kohlköpfe, die Gänse, die Bäurin, der Müller, der Esel, das spanische Rohr und der Schulmeister mit den Vatermördern. Als der bunte Zug zum Dorfe gekommen, stund gerade der Bäcker am Ofen und wollte die Laibe hineinschießen. „Kra, Kra, Ja, Ja, verflucht und verhext!“ scholl es so wirr von der Straße herein, daß er neugierig, die Schalter mit den Laiben tragend, hinausstürzte, um das tolle Schauspiel zu sehen. —

„Reicht mir eure Hand“ bat der Lehrer. — Es geschah.

„Fischleinkleb an!“ sprach Hans, und der Bäcker klebte am Zuge. —

Die lange, lange Reihe zog und lärmte durch die Gasse, daß die Fenster von allen Seiten aufflogen, und helles Gelächter von allen Seiten erscholl. Wie der Zug so daher kam, fuhr plötzlich eine Kutsche an, die sechs Schimmel zogen, und in der eine wunderschöne Jungfrau saß. Diese war die ernste

Königstochter, die nie, seitdem sie das Tageslicht erblickt hatte, ihre roten Lippen zu einem Lächeln verzogen hatte. Durch den Lärm neugierig gemacht, sah sie zum Fenster hinaus, und wie sie das Kra und Ja, das Fluchen und Beten hörte und den Hans, die Kohlköpfe, die Bäurin, den Esel, den Schulmeister und so weiter in engster Verbindung sah, schlug sie ein lautes Gelächter auf, und ihre Augen funkelten vor Freude. — „Die Prinzess lacht“ flog es durch die Reihen der Begleiter und Begleiterinnen.

Hans aber lispelte, als der Bäcker mit der Schalter zufällig an der Deichsel des königlichen Wagens anstieß, „Fischlein kleb an“ und der Wagen klebte an.

— So kamen sie zur königlichen Villa, die am Dorfe stund; der König eilte an das Fenster, als er den Lärm und das Gelächter hörte, und wie er den wunderbaren Zug vom Kohlkarren bis zur königlichen Equipage und seine lachende Tochter sah, begann er auch zu lachen und rief den Führer zu sich. Hans kam und erzählte, wie es gegangen sei. Der König sprach freundlich: „Du hast meine Tochter zum Lachen gebracht, wähle dir eine Belohnung! — Du sollst erhalten, was du willst!“

— Hans kratzte sich hinter den Ohren und meinte: „das hinterste Fischlein Kleban.“ Als dem Könige dieser Wunsch nicht ganz gefällig schien, machte Hans Miene weiter zu ziehen. Der König mußte zum übeln Spiele eine gute Miene machen und froh sein, wenn seine Prinzess frei würde. Hans eilte hinunter: tupf, tupf, tupf, ging es mit der hellen Stecknadel, und es stob auseinander, wie wenn der Wind in die Spreu gefahren wäre. Die Königstochter lachte wieder, und Hans führte sie zum königlichen Vater hinauf und freute sich des letzten „Fischleins Kleban“ Der König behielt den Hans bei sich und bekam ihn immer lieber und lieber, und die Königstochter lächelte, so oft sie den einstigen schönen Führer sah. Hans wurde endlich Herzog und die lachende Prinzessin seine Braut, und da gab's eine lustige, schöne Hochzeit, und Herzog Hans und die Braut lächelten sich gar fröhlich an, und Niemand hätte geglaubt, daß die Prinzess einst so ernst gewesen wäre und nie gelacht hätte. Hans nahm zu seinem Wappen ein blaues Fischlein mit rotgoldenen Blümchen, und das haben noch seine Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Als der alte König starb, wurde Hans auch König und war ein guter König, der sein Volk nicht quälte, denn er hatte selbst etwas erfahren.

(Absam und Eben)

DER SCHMIED IN RUMPELBACH

Der Schmied in Rumpelbach war stets ein kreuzbraver, arbeitsamer Mann gewesen. Er war aber so unglücklich, sein Geld bei solchen Leuten gut zu haben, deren Beutel zwar vom Gelde nicht leer, deren Herz aber davon noch voller war. Da er nun trotz der sauern Arbeit nichts zu beißen hatte, so wurde er täglich mürrischer und kam in einer Nacht auf den Gedanken, ob denn für die Kargheit seiner Gläubiger nicht einige Klafter unter der Erde ein Kräutlein gewachsen sei. Nur wußte er nicht, wie er den Doktor, der dasselbe bringen sollte, herbeiholen könnte. Doch der Teufel ist bekanntermaßen ein Herr, der sich nicht lange laden läßt. Am andern Morgen ging der Schmied, den Kopf voll Gedanken, in die Werkstätte und griff verdrießlich zum Hammer. Sieh da! Ein schmuckes Herrlein im grünen Rock, den Hirschfänger an der Seite und die Flinte auf dem Rücken, tritt zur Türe herein.

„Wie gehts, Rumpelbacher?“ lautete sein freundlicher Zuruf.

„Ach wie gehts; Arbeit genug und doch kein Geld !“

„Arbeiten und kein Geld haben, wie ginge das zu, das heißt ja säen, ohne zu ernten!“

Der Schmied, zu einem langen Geschwätze nicht aufgelegt, fuhr den Junker barsch an: „Was hilft's reden, ihr könnt mir doch nicht helfen.“

„Ich nicht helfen können?“ spöttelte der Junker, und schob den Hut ein wenig bei Seite, so daß der Rumpelbacher ein krummes Hörnlein wohl gewahr werden konnte.

„Ah, wenn ihr der seid,“ entgegnete höflich der Schmied, indem er die schmutzige Kappe abzog, „dann ließ sich mit euch wohl ein Geschäft machen.“

„Warum denn nicht? Aber wisse, daß ich für alle Dienste, die ich dir erweise, keine geringere Belohnung nehme, als deine Seele, und diese will ich nicht später holen, als nach sieben Jahren.“

Diese Worte fuhren dem Schmied durch Mark und Bein; er stund eine Weile stumm da, wollte dann eine Entschuldigung hervorstottern, hatte aber nicht den Mut, dem Teufel zu wider sprechen.

Dieser schaute den Verzagten mit höhnischem Stolze an und machte Miene zum Weggehen, als ihn der Rumpelbacher zurück hielt mit dem Rufe: „Nun so sei's gewagt. Hörst, was ich von euch für meine Seele verlange. Ich möchte eine Bank vor meinem Hause; wer sich auf dieselbe setzt, der soll ohne meinen Willen nicht wieder wegkommen.“ —

„Das kann ich euch wohl geben“ fiel der Teufel hastig ein „also unterschreibt.“

„Oho“ erwiderte der Schmied „das geht nicht so leicht, für die Bank allein ist mir meine Seele nicht feil. Ich möchte auch noch einen Kirschbaum; wer auf denselben hinaufsteigt, soll ohne meinen Willen nicht wieder herunterkommen. Und weil aller guten Dinge drei sind, so gebt mir auch noch einen Sack; wer in demselben steckt, soll ohne meinen Willen nicht wieder herauskommen. Bringt ihr mir diese drei Stücke, so will ich euch meine Seele verschreiben.“

Der Teufel willigte mit Freuden ein, zog ein gewaltiges Buch aus der Rocktasche hervor, in dasselbe wurde der Vertrag eingeschrieben, und der Schmied musste seinen Namen mit seinem eigenen Blute unterzeichnen. Der Teufel entfernte sich und kam alsbald mit Sack, Bank und Baum zurück. Man mochte sich nur wundern, wie er alles tragen konnte; doch was ertrüge wohl der Teufel nicht?

Der Sack wurde in der Werkstätte hinterlegt, die Bank vor dem Hause aufgestellt und der Baum in den Garten gepflanzt. Dabei half der Teufel redlich mit, und nachdem die Arbeit vorbei war, rief er: „Aufs Wiedersehen in sieben Jahren!“ Mit diesen Worten spazierte er von dannen. —

Kaum war der Teufel weg, als eine dicke Bäurin des Weges kam, deren Mann nicht selten ein Stück Eisen aus des Schmiedes Werkstätte geholt hatte, ohne seinen Beutel dafür aufzutun.

„Gott willkommen, Bäurin!“ rief der Schmied „Nur nicht so geeilt! Gibts nichts Neues im Außerdorf? Kommt, setzt euch zu mir auf die Bank und erzählt etwas.“

Die Bäurin mochte wohl das Verhältnis nicht genau kennen, welches zwischen ihrem Hans und dem Schmiede bestand, und setzte sich auf die Bank; denn das Plaudern war ihre Sache. Sie erzählte nun Alles, von der Anna und Annamiedl angefangen bis zum Zasp Johannes und Ziegerpeter. Als sie eben ihre Zeitung von vorne wieder anfangen wollte, guckte der Mond schon hinter dem nahen Berge herauf.

Nun merkte sie erst, wie lange sie geplaudert hatte, und wollte aufstehen und nach Hause gehen. Doch wie erschrack sie, als sie umsonst sich zu erheben versuchte, und der Schmied mit unbändigem Lachen ausrief: „Hab ich dich nun einmal! Nun kommst du mir nimmer los, bis mich dein Mann bezahlt hat.“

Der Rumpelbacher eilte nun ins Haus zum Abendessen und zur Nachtruhe. Am andern Morgen vernahm er in aller Frühe ein ungestümes Gepolter an der Haustüre. Er ging hinunter, um nach dem Lärmer zu sehen, und fand den Mann der Bäurin, der ihm dreifache Bezahlung anbot, wenn er nur die „Urschl“ vom Flecke ließe. Der Rumpelbacher willigte freudig ein, und der Bauer eilte mit seiner beschränkten Enehälfte beschämt nach Hause.

Kaum waren sie weg, da kam ein Bube dahergelaufen, dessen Vater beim Schmied nicht in bestem Andenken stand. „He da, Junge!“ rief der Rumpelbacher, „magst du keine Kirschen?“

„Wie sollte ich keine Kirschen mögen? Nur her damit!“

„Steig nur auf den Baum hinauf da draußen im Garten und iss nach Herzenslust!“

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Nu war er hinter dem Hause und auf dem Baum. Da aß er nun Kirschen, es war eine Freude ihm zuzuschauen. Aber, o weh! Als er vom Baum herabsteigen wollte, war alle Anstrengung umsonst. Es kam ihm vor, als sei er festgebunden, und er mußte oben bleiben, mochte er wollen oder nicht. Bald kam der Schmied, um nach dem neuen Fange zu sehen. Der Bursche bat mit weinerlicher Stimme um Befreiung vom luftigen Kerker, aber es half nichts. Der Schmied sprach: „Bevor mich dein Vater nicht bezahlt hat, sollst du mir vom Baum nicht herunterkommen.“ Erst gegen Mittag ging der Vater des Knaben hinter dem Hause des Schmiedes vorbei, um sein Kind zu suchen. Wie er dieses auf dem Kirschbaum sah, schrie er zornig: „Gehst nicht herunter, Schleckermaul?“ —

„Wenn ich nicht kann,“ jammerte der Sohn auf dem Baum und zeigte dem Vater, daß alle Anstrengung herunter zu kommen vergeblich sei.

Unterdessen kam der Schmied aus dem Hause und lachte aus vollem Herzen. „Aha, hab ich deinen Vogel gefangen! Nun mach' schnell und bezahle, sonst bleibt mir der Junge ewig auf dem Baum sitzen.“

Der Bauer merkte wohl, was damit gemeint sei, zog schnell den Beutel heraus und bezahlte dem Schmied das Dreifache von dem, was er schuldig war. Da war es dem Knaben, als ob er losgebunden würde, und er eilte mit seinem Vater beschämt nach Hause. Der Schmied schob vergnügt das Geld ein und dachte eben daran, wie er auch von seinem Sack guten Gebrauch machen könnte, als ein Mädchen des Weges kam; das war pudelnärrisch, weil es bald heiraten sollte. Sein Bräutigam war aber auch einer von denen, die dem Schmied das Bänklein, den Baum und den Sack notwendig gemacht hatten.

Grete lief freundlich auf den Schmied zu: „Guten Nachmittag, Meister Rumpelbacher! Wie geht's? Wie steht's?“

„Wie magst du um derlei Dinge fragen? – Unsereinem gehts immer gut, wenn er nur Geld hat. Aber komm, Grete! Und schau, was Neues ich heut in der Werkstatt habe. So einen Sack hast du dein Lebtag nicht gesehen.“ —

Sie gingen nun mitsammen in die Werkstätte und der Schmied zog den ungeheuren Teufelssack aus einer Ecke hervor.

„Potz Blitz!“ schrie lachend das Mädchen, „da drinnen könnte ich ja mit meinem Peterle einen Walzer tanzen.“

„So tanz halt“ spottete der Schmied, indem er ihr den Sack über den Kopf warf, so daß sie von demselben ganz bedeckt war. Nun half kein Bitten und kein Flehen. Sie musste im finstern Quartiere bleiben, bis ihr Bräutigam kommen würde, sie abzulösen.

Abends war beim grauen Bären ein Tanz angesagt. Peterle wollte auch dabei erscheinen, ging den ganzen Nachmittag herum, seine Grete zu suchen, fand sie aber nirgends. Wie er ungeduldig an der Werkstätte des Schmiedes vorbei kam, hörte er seine Grete bitten und weinen. „Wo bist du denn? was fehlt dir?“ fragte Peter erstaunt.

Da kam schon der Schmied des Weges daher und fuhr ihn barsch an: „Da heißt's einmal bezahlen, sonst kriegs du deine Grete bis zum jüngsten Tage nimmer.“ Peter war erstaunt, wusste aber wohl, wohinaus das Wort Zahlen wollte, und wie er seine Grete im Sacke fand, bezahlte er schnell das Dreifache und eilte mit seiner Liebsten davon.

Solche Streiche machte nun der Schmied gar viele, und er war in kurzer Zeit ein reicher Mann. Ein Jahr verstrich nach dem andern, und endlich ging auch das siebente Jahr zu Ende, und es nahte der Tag, an welchem der Teufel den Schmied holen sollte. Dieser aber war immer guter Dinge.

Am ersten Tage des achten Jahres kam das Herrlein im grünen Staate in die Werkstätte und lud den Schmied höflich ein, ihm zu folgen.

„Ach, ich bin schnell fertig“ entgegnete der Rumpelbacher „ich möchte nur noch das Hufeisen fertig schmieden; setzt euch indessen ein wenig auf die Bank da draußen, denn ihr seid gewiss müde.“

Der Teufel war ein dummer Teufel und setzte sich auf die Bank. Bald merkte er aber, daß vom Wegkommen nicht so leicht die Rede sei. Er fing nun an, den Schmied um seine Freilassung zu bitten. Dieser meinte aber: „Wenn du mir noch sieben Jahre hier zu bleiben vergönntest, so lasse ich dich los.“ — Der Teufel ging endlich die Bedingung ein und machte sich verdrießlich aus dem Staube. —

Auch in den folgenden sieben Jahren vergaß der Rumpelbacher nicht, seine drei Stücke gehörig zu gebrauchen. Aber die Zeit flog vorüber wie der Wind, und der erste Tag des achten Jahres war wieder da. Das grüne Herrlein kam wieder früh morgens in die Werkstätte und tat noch freundlicher.

„Nun, Herr Meister, wollen wir uns auf den Weg machen?“

„Nur eine Viertelstunde noch“ versetzte der Rumpelbacher „und dann bin ich mit dieser Kette fertig. Ich habe einen schönen Kirschbaum im Garten, der steht voll der süßesten Kirschen. Tut euch indessen ein wenig gütlich; denn ihr seid gewiß müde und durstig. Ich will euch die Leiter zurechtstellen.“ —



Wie gesagt, so getan. In einer Minute stund der Teufel auf dem Kirschbaum und spürte, daß er in die Falle geraten sei. Er musste nun dem Schmied abermals versprechen, daß er erst in sieben Jahren kommen werde, ihn zu holen. So war er wieder der Betrogene und musste sich wieder allein auf den Rückweg machen. Auch in den kommenden sieben Jahren mussten Bank, Baum und Sack gar oft ihre Dienste tun. Bald aber kam es so weit, daß niemand mehr beim Schmied etwas schuldig blieb aus Furcht vor den drei verrufenen Stücken. Der Rumpelbacher war nun der reichste Mann weitum, und es quälte ihn nur die Sorge, ob es ihm glücken würde, den Teufel auch zum dritten Mal daran zu bekommen. Der gefürchtete Tag kam heran und der Teufel erschien wieder in seiner vollen Tracht.

„Nun, Herr Schmied, sind's sieben Jahre. Heute wollen wir mitsammen zu meiner Großmutter wandern.“

Der Rumpelbacher wusste sich in aller Eile zu fassen. „Aber, mein lieber Herr! geduldet doch einen Augenblick! Ich habe meinem Nachbar versprochen, Heute noch sein Ross zu beschlagen und wäre ein Lump, wenn ich mein Versprechen nicht halten würde. Ich werde geschwind hinüber laufen und den Schimmel holen. Damit es aber schneller gehe, habt ihr wohl die Güte, indessen aus dem Sacke da drüben 32 Nägel herauszusuchen.“

Der Schmied ging, und der dumme Teufel kroch in den Sack, um die Nägel, die ganz in der Tiefe lagen, herauszubekommen. Als der Rumpelbacher mit dem Schimmel kam, schrie der Teufel im Sacke aus voller Brust:

„O weh, o weh, ich komme nimmer los! Laß mich gehen! Ich will gern alles tun, was du haben willst.“

Dem Schmied lachte das Herz, als er sah, daß seine List geglückt war, und er begann: „Nun, wenn du mir versprichst, all das Recht, das du auf mich hast, aufzugeben, so will ich dich loslassen. Willst du mir das nicht versprechen, so kannst du ewig im Sacke sitzen und wirst noch dazu jeden Morgen tüchtig abgeklopft.“

Der Teufel schrie voll Zorn: „Ja, ja! Mache nur, daß ich loskomme, ich verlange kein Haar von dir.“

Der Teufel wurde nun freigelassen und fuhr in seiner Höllengestalt mit furchtbarem Geräusch und Gestank durch die Lüfte hinweg. Der Schmied lebte noch viele, viele Jahre, er wurde tagtäglich reicher und dachte nicht viel an's Sterben. Aber auch ihm blieb sein Stündchen nicht aus. Als er diese Erde verlassen hatte, wandelte er zuerst wohlgenut, pfeifend und singend der Hölle zu; denn drunten, meinte er, muss es lustiger sein, als im Himmel droben. Wie er zur großen Höllenpforte kam, pochte er mit seinem Hammer, den er als Andenken von der Welt mit genommen hatte, so gewaltig an, daß er sie beinahe einschlug. Des Teufels Großmutter, die eben allein zu Hause war und die Morgensuppe aß, stellte die Schüssel bei Seite und hinkte verdrießlich zum Tor: „Wer ist da draußen?“ —

„Der Schmied von Rumpelbach.“ —

„Ah so! Kommst du jetzt, du Schurke! Glaubst du, du könntest die Teufel immer zum Besten haben? Pack dich nur, für dich ist hier kein Platz.“

Während sie dies sagte, stellte sie schnell einige Kessel zur Türe, damit der Rumpelbacher dieselbe nicht so leicht einrennen könne. Dieser aber dachte sich: „Was liegt daran, lässt man mich hier nicht ein, so geh' ich halt in den Himmel.“ Er kehrte schnell um und stieg einen langen und steilen Weg empor. Wie er vor dem Himmelstor stand, klopfte er ganz sittiglich an das selbe, — denn er hatte wohl gesehen, daß man mit Grobem nichts ausrichte. „Wer ist draußen?“ rief St. Peter, der himmlische Torwärter. „Der Rumpelbacher Schmied“ ertönte laut die Antwort.

„Was glaubst du denn, Lumpen, die mit dem Teufel einen Pakt machen, könnten wir im Himmel brauchen? — Geh' du nur abwärts.“

Das war nun dem Schmied ein wenig zu arg. — „Daß ich zu schlecht bin für die Hölle und zu schlecht für den Himmel, das hätte ich doch nie geglaubt“ murmelte er ärgerlich vor sich hin und ging wieder abwärts. Als er nun wieder an das Höllentor kam und sich als den Schmied aus Rumpelbach anmeldete, war eben die ganze Teufelsfamilie zu Haus, und kleine wie große Teufel schrien zusammen: „Lasst ihn nicht herein, lasst ihn nicht herein! Bei dem könnt es uns übel gehen!“

Der arme Schmied musste nun wieder umkehren, um auch an der Himmelstüre das zweite Mal sein Glück zu versuchen. Er klopfte wieder ganz sittiglich an und bat um Einlass. Allein St. Peter wies ihn mit noch herbern Worten zurück, als das erste Mal. —

„So laßt mich doch einen Augenblick in den Himmel hinein schauen!“ flehte der Schmied.

„Nun, das will ich dir gönnen, damit du uns einmal vom Halse bleibest“ murrte St. Peter und tat die goldene Himmelstüre ein wenig auf. Kaum gewahrte der Schmied eine kleine Öffnung, so warf er seine alte Kappe in den Himmel hinein. St. Peter wollte ihm dieselbe herausreichen, aber der Rumpelbacher sagte: „Ich kann mir meine Sache schon selber holen.“ Er wurde nun hineingelassen, um seine Kappe herauszutragen. Aber kaum war er drinnen, so setzte er sich auf derselben nieder und rief frohlockend: „Nun sitze ich auf meinem Eigentume“ und niemand konnte ihn wegschaffen. —

Und wo ist denn jetzt der Schmied von Rumpelbach? Er sitzt noch im Himmel droben auf seiner Kappe und hört der englischen Musik zu.

(Bozen)

TEUFEL UND NÄHERIN

Es ist schon lange her, da war einmal eine Näherin, und diese war so geschickt, daß man zuvor und darnach keine bessere erfragt hätte, so weit der Himmel blau und die Erde grün ist. Allein sie bildete sich auch ihren Teil auf ihre Geschicklichkeit ein, und ein mal sagte sie gar, halb im Spaß, halb im Ernst, sie wollte mit dem Teufel zu Neid und in die Wette nähen. Der Schwarze sollte ihr's gewiss nicht abspielen.

Der Teufel hat aber dünnere und feinere Ohren, als man meint, und hört in der tiefen Hölle drunten Alles, was wir Menschenkinder da oben reden und wispern. Er hatte die Rede der Näherin auch nicht überhört und kam in seinem Staat zu ihr, sie beim Worte zu nehmen. Die Näherin wollte nun das Blatt wenden, allein damit kam sie nicht zurecht. Sie musste mit ihm die Wette eingehen, wer von ihnen beiden zuerst ein Hemd fertig machen würde. Würde es die Näherin später vollenden, so sollte sie dem Teufel gehören. Die Wette begann nun sogleich und zwar mit dem Zuschneiden. Dazu brauchten aber beide fast gleich viel Zeit, und Niemand war da dem Andern voraus. — Allein, als es zum Nähen kam, da hättest du dabei sein und es sehen sollen!

Der Teufel, um ja später keinen Augenblick zu verlieren, fädelte sich schier einen ganzen Zwirnknäuel auf einmal ein. Das war sehr ungeschickt getan, und dazu kam noch, daß er auch weit längere Arme hat, als die Leute, und deswegen musste er bei jedem Stich dreimal um's Haus herumlaufen, und, weil er vergessen hatte, gleich anfangs einen Knopf zu machen, lief er noch dazu die drei ersten Male vergebens.

Die Näherin fädelte, wie andere Male, ein und machte auch alleweil einen hebigen Knopf, weil sie es so gewohnt war, und nähte und nähte ohne aufzuschauen, bis sie mit dem Hemd fertig war; und wie sie es vollendet hatte, warf sie es dem Teufel, der gerade in aller Eile daherkam, in die pechkohlrabenschwarze Schnautze. Er schämte sich aber, daß er feuerrot wurde und sich in die Erde hätte verkriechen mögen, denn er hatte noch nicht eine ganze Naht zusammengebracht. Er hatte nun die Wette verspielt, und man hat auch seitdem nicht mehr gehört, daß er nochmals mit einer Näherin zu Neid gearbeitet hätte. Nur heißt es jetzt noch oft, wenn einer recht ungeschickt die Arbeit angreift, er mache es wie jener Teufel, der bei jedem Stiche dreimal um das Haus herumgelaufen ist.

(Unterinntal)